

Gesprächsrunde bei Tassius beim Besuch der ehemaligen Vöhler

Juden September 2000

Richard Rothschild: Ich heiße Richard Rothschild. Ich bin der Sohn von Alfred Rothschild, dem Besitzer, damals hat das „Prinz Wilhelm“ geheißen. „Prinz Wilhelm“ hat es nicht darum geheißen, weil er so kaiserlich gesinnt war, sondern weil der Vorbesitzer Wilhelm Prinz geheißen hat. Der Wilhelm Prinz hat das schon „Prinz Wilhelm“ genannt. Man hat mich ... Wir waren alle gute Nazis, das haben die Nazis ja gewusst. Und dann sind sie eines Tages gekommen und haben mich nach Frankenberg geholt, in das Gefängnis. Da möchten Sie sich nicht so vorstellen, dass das später gewesen ist. Das war noch sehr harmlos, Wann ist der Hitler zur Macht gekommen? Im Januar, nicht wahr? Das war im , weil im Juli/August, da war das noch keineswegs so.

Unangenehm war es darum, das Gefängnis existiert nicht mehr, in Frankenberg, das hat man abgerissen. Das war ja kein Strafgefängnis. Da waren Besoffene drin oder sonst jemand, der was ausgefressen hatte, den hat man dann einen Tag oder zwei oder drei ins Gefängnis gesteckt. Das schlimmste war, das waren schrecklich schmale Zellen, da oben war das vergitterte Fenster und ein Bett war drin. Alles ausgelegt für einen Gefangenen und drin waren alle Juden, die sie finden konnten aus dem Kreis Frankenberg. Sie können sich vorstellen, was da für ein Gedränge war. An schlafen war nicht zu denken. Das Schlimmste war, wir haben nicht gewusst, was nun eigentlich aus uns wird. Wir hatten damals schon was gehört, es gibt so was wie Konzentrationslager, wir wussten aber nicht genau, was das war.

Und schlimm war außerdem, dass man gar nichts zu tun gehabt hat. Einer ist dem anderen auf die Füße getreten und wir wussten nicht, was wir machen sollten. Schließlich hat uns die SA, die SS hat es damals noch gar nicht gegeben, jedenfalls war sie da nicht. Die SA, das waren alles Frankenberger. Außer den Juden waren auch Sozialdemokraten in dem Gefängnis, und die Sozialdemokraten haben zu den Frankenberger Nazis gesagt, die haben die ja gekannt, die sind zusammen in die Schule gegangen, die haben gesagt: „Benehmt euch ja anständig jetzt, es kommen mal andere Zeiten! (lacht) Dann werden wir das nicht vergessen haben.“ Nach kurzer Zeit, zum Glück, haben die dann gesagt, wir sollen das Gelände saubermachen, aber ein paar Leute haben gesagt, sie werden sich weigern. Da habe ich gesagt: „Tut es ja nicht, wer weiß, was die dann mit uns machen?“ Und dann haben wir fleißig saubergemacht. Da standen Eimer mit Wasser und wir haben alles von oben nach unten geschüttet. Das ganze Gefängnis hat geschwommen. Das war nach drei Tagen immer noch nass. (Gelächter) Danach haben aber meine Eltern und unsere Verwandten gesagt: „Das geht nicht, die Jugend muss hier raus! Die kann nicht hierbleiben! Uns Alten wird man nichts tun, aber die Jugend muss hier raus.“ Das war der Grund, warum ich mich damit beschäftigt habe, mit dem Zionismus, der uns sonst sehr weit entfernt war. Meine Cousine, die aus Sachsenhausen war, die war eine

ganze Macherin in dem Zionistischen Verein. Und dann haben wir die Sache ernster genommen. Da musste man ein ganzes Jahr lang Hachscharach machen während der Reisevorbereitung, das ist ein Jahr Landwirtschaft. Ich habe Gemüse bekommen von einem Bauern namens Karlchen Ebel. Das war ein sehr braver Mann. Und der hat auch einen kleinen Jungen gehabt, dem habe ich beim geholfen. Und so habe ich in der Landwirtschaft geholfen, aber Karlchen Ebel hat die Sache richtig erfasst gehabt, er hat zu mir gesagt: „Du wirst niemals ein Landwirt werden.“ Und damit hatte er recht. Und nachdem das Jahr rum war, dann musste man damals ein Immigrationszertifikat von der englischen Mandatsregierung haben. Das konnte man aber nur kriegen von der Zionistischen Vereinigung in Berlin. Und das Hachscharach hat eben dazu gedient. Ungefähr nach einem Jahr habe ich dann mein Zertifikat bekommen. Das habe ich heute

noch. Dass ich also einwandern kann nach Palästina. Dann sind wir nach Triest gefahren. Mit der Eisenbahn. Und von Triest dann mit dem Schiff, das hat „Italia“ geheißen, später ist das Schiff für die italienische Regierung, da war der Mussolini im Krieg mit Abessinien, da ist das Schiff als Truppentransporter eingesetzt worden. Später ist es abgewrackt worden. Das hat gedauert, bis wir nach Haifa gekommen sind, es hat ungefähr acht Tage gedauert. Das Meer war richtig stürmisch. Das Mittelmeer kann im Winter furchtbar stürmisch werden, wie man so liest, haushohe Wellen manchmal. Das glaubt man ja nicht. So sind sie wirklich. Dann waren wir in Haifa und da hat es etwas gegeben, ...?.

Nach unserer Einwanderung, die ersten ein, zwei Nächte, da wo wir gewohnt haben, haben die Leute gefragt, wo wir hinwollen und da haben wir gesagt: „Nach Süden.“ Und da konnten wir aber nicht hin, weil es so schrecklich geregnet hat. Weil: ein Winter in Palästina ist nicht so wie einer hier. Es war entweder schönes Wetter oder es regnete in Strömen. Und letzteres hat es getan. Es hat so furchtbar geregnet. Unterwegs, wir sind dann auf einem Lastauto von Haifa nach ...?, das liegt ungefähr eine Stunde östlich von Tel Aviv. Und dann sind wir dahin gekommen. Unterwegs sind da viele Dünen, das sieht heute auch noch so aus. Die Straße geht durch die sogenannten „judäischen Berge“, nicht so steil und nicht so schrecklich hoch. Mir ist dann ein Gedicht eingefallen, ich glaube, es ist von Hebbel, ...? Wir sind dann da angekommen, das war ein ganz neuer Kibbuz. Das war eine wunderbare Sache, da sind wir in einer Baracke untergebracht worden. Die hat vier Außenwände gehabt und in der Mitte war es dreigeteilt worden. Also drei Räume, und eine Decke gab es nicht. Das Dach war aus Wellblech, aber das war nicht ganz dicht. Und wenn es geregnet hat, dann ist es immer durch die Decke auf den Fußboden getropft.

Der Fußboden war, in Israel gibt es das viel, so ein roter Boden. Sicherlich guter Boden, aber als Fußboden im Zimmer ist er nicht zu empfehlen. Dann hat es da immer von oben auf den Boden geregnet und dann ist der dann aufgeweicht. Wie das ausgesehen hat, können sie sich ja ungefähr vorstellen.

Zu essen hat es damals etwas gegeben -----Sie kennen wahrscheinlich Auberginen. Das ist eine ganz gute Sache zu essen, aber nur, wenn man weiß, wie man sie behandeln sollte. Aber die Mädchen, die dort mit uns waren, haben alle keine Ahnung vom Kochen gehabt. Sie können sich vorstellen, was das gegeben hat. Die gab es sechsmal in der Woche, jeden Tag. (Gelächter) Da waren wir, ich glaube, drei Monate.

Außerdem gab es dort Wanzen. (Gelächter) Aber richtige Wanzen; nicht, was man hier so Wanzen nennt. Mikrophone, die heißen auch Wanzen. Nein, das waren richtige Wanzen. So, wie sich's gehört. So eine Baracke, die aus Brettern zusammengesetzt ist. Sie werden durch schmale Querbalken zusammengehalten. In den Ritzen haben die Wanzen gehaust. Vernichtet haben wir sie dadurch – Sie kennen vielleicht alle noch so einen Betäubungsbrenner, der hat so einen bauchigen Behälter, oben ist der Brenner, da drunter ist so eine Schale, da macht man den Spiritus rein, um das dann anzuheizen, dass man die Wanzen vergasen kann. Das waren die ersten Einrichtungsgegenstände.

Gearbeitet haben wir – Der Kibbuz war noch ganz neu. Es war noch gar nichts dort. Land hat er auch nicht gehabt. Dann haben wir bei den Orangenpflanzungen mitgearbeitet, da brauchten wir breite Hacken von ungefähr 30, 40 cm, es gibt verschiedene Größen. So breit und so hoch da unten, und dann war der Stiel da dran. Das war kein großes Vergnügen, mit denen zu arbeiten, man musste das Unkraut wegkratzen und, um die Pflanze zu bewässern, Baumscheiben anbringen. Das war eine schwere Arbeit. Und zu fressen hat es nichts gegeben. Jeden Tag das Gleiche und du wusstest nicht, wie viel, das war schrecklich. Und die Wanzen konnte man nicht loswerden. Da hatten wir so ein Kännchen gehabt, das war auf so einen Petroleumskocher zu setzen. Wir haben Petroleum in das Kännchen getan und dann in die Ritzen der Bretter, aus denen die Baracke zusammengesetzt war, geschüttet, um die Wanzen zu vertreiben. Und dann: Wenn Sie im ersten Raum etwas gesagt haben, dann konnten sie es im dritten Raum auch hören. Das war so 'ne drahtlose

Verbindung. Diese Wanzenvernichtungsaktion haben wir in der Hauptsache am Schabbat, am Samstag, gemacht, weil da nicht gearbeitet wurde. ... stand genau dasselbe wie „Paradies“, aber ich kann Ihnen versichern, das ist kein Paradies. Da musste man arbeiten.

Ingrid Engelsing: Warum gab es nichts zu essen?

Richard Rothschild: Es gab kein Geld und die haben auch nicht zu wirtschaften verstanden. Wenn man Leute hat, die gut wirtschaften können, können Sie auch mit wenig Geld noch was machen. Aber wenn das alles Leute waren, die keine Ahnung hatten, nicht vom Kochen und nicht vom Arbeiten, dann können Sie sich vorstellen, was da gelaufen ist.

Karl-Heinz Stadler: Herr Rothschild, wie lange haben Sie im Kibbuz gearbeitet?

Richard Rothschild: Also nicht sehr lange. Drei Monate.

Ursula Behrend: Aber inzwischen haben sie es gelernt. Die Agriculture ist doch gut jetzt.

Richard Rothschild: Ja, ja. Natürlich haben sie's gelernt. Mittlerweile haben sie es gelernt. Ich glaube, die ganze Orangenwirtschaft ist nicht mehr gar so sehr in Schwung, da Mexiko denen ganz schön Konkurrenz gemacht hat. Die können das billiger machen. Diese Farmen sind zum Teil noch da und zum Teil sind es Bauplätze geworden. Das ist so entwickelt, dass man dort Häuser gebaut hat. Israel lebt heute nicht mehr von der Landwirtschaft, sondern von der Industrie.

Karl-Heinz Stadler: Sie haben ja auch nachher in der Industrie gearbeitet.

Richard Rothschild: Nein, ich habe nachher in dem wissenschaftlichen Institut ... gearbeitet.

Karl-Heinz Stadler: Industrievorbereitend.

Richard Rothschild: Nein. Wie soll ich Ihnen das erklären? In dem wissenschaftlichen Institut ... Der damals absolut beherrschende Faktor war das Histadrut. Histadrut heißt Vereinigung. Histadrut war links von der Sozialdemokratie. Die Besitzer von den ..., das waren Kapitalisten, die ... kaufen können. Die Leute, die viel Geld daran verdienen konnten, die sind nachher in die Industrie gegangen. Wovon Israel heute lebt, das ist nicht mehr die Landwirtschaft, sondern das ist die Industrie.

Karl-Heinz Stadler: Seit wann haben Sie Ihren zweiten Wohnsitz wieder in Deutschland?

Richard Rothschild: Etliche Jahre später, Das war ganz zufällig. Wir haben Bekannte in Israel, und die haben uns gesagt, geht doch mal in das Markgräfler Land, dort unten in Baden- Württemberg. Die waren sehr begeistert davon und so sind auch wir dahin gekommen.

Karl-Heinz Stadler: Und jetzt wohnen Sie mehr als die Hälfte des Jahres dort.

Richard Rothschild: Mal mehr, mal weniger. Wie das so kommt.

?: Wo wohnen sie in Israel?

Richard Rothschild: In der heiligen Stadt Jerusalem. Das ist auch noch ein Witz. Wir –

die Familie Rothschild – waren hier in Vöhl so fromme Juden, als wenn wir Verwandte vom Papst gewesen wären. (Gelächter) Solche Juden haben immer Drei-Tage-Juden geheißt, und zwar deshalb, weil sie nur an den drei höchsten Feiertagen – Jom Kippur, ?, Rosch Hoschana – in die Synagoge gegangen sind. Das war wirklich der ganze Kirchgang.

Walter Mildenberg: Dann aber mit Zylinder und
Gehrock.

Richard Rothschild: Nein, pah – mit Zylinder und
Gehrock.

Walter Mildenberg: Zylinder haben sie gehabt.

Ursula Behrend: Bei Beerdigungen auch.

Richard Rothschild: Die mitgegangen sind oder die Hauptbeteiligten? (Gelächter)

Karl-Heinz Stadler: Herr Rothschild, ist es unhöflich, wenn ich jetzt Herrn Pfarrer Maier bitte, weiterzumachen? Wir haben in den nächsten Tagen noch oft Gelegenheit, miteinander zu sprechen.

Richard Rothschild: Nein! Im Gegenteil.